



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Großvater : ein norwegischer Roman

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

In den letzten Jahrzehnten sind bisweilen außerordentlich mühevoll und künstliche Umarbeitungen älterer Bühnenwerke unternommen worden. Man denke an die Wiederaufnahme von Webers „Silvana,“ wo Ernst Pasqué zu den einzelnen Nummern des Komponisten ein ausführliches, nagelneues Zauber- märchen hinzugeichtet hat, oder an die Neueinrichtung des Haydnschen „Apo- thekers“ (Lo Speziale), wo die drei Akte der Eisenstadter Handschrift in einen einzigen zusammengezogen worden sind. Auch solche Ausgrabungen sind unter Umständen erfolgreich. In einigen Fällen scheint man freilich zuviel Arbeit an undankbare und unrettbare Dinge verschwendet zu haben. Ein lohnendes Gebiet dürften gewisse Operetten von Gluck sein. Als vor einigen Jahren auf der Dresdner Hofbühne der „Betrogne Rudi,“ musterhaft vorbereitet, aufgeführt wurde, war man allseitig aufs angenehmste überrascht. Wien sah bei der Enthüllung des Denkmals der Kaiserin Maria Theresia ein Glucksches Schäferspiel „Die Maienkönigin,“ das Max Kalbeck frei nach Favart bearbeitet hatte. Auch dieses Stück wirkte höchst anmutig. Übrigens harren auch noch die großen Hauptwerke Glucks, obgleich unvergessen, einer glücklich neuernden Hand. Es wäre zu wünschen, daß hier einmal größere Fortschritte sichtbar würden. So wie von Richard Wagner seinerzeit die „Sphigenie in Aulis“ durch einen neuen Schluß vervollkommenet worden ist, müßte auch für die übrigen Reformopern des Meisters, namentlich für „Alceste,“ etwas neues geschehen, wenn auch vielleicht in maßvollerer und minder durchgreifender Weise. Ob dann endlich auch wieder Cherubinis „Lodoiska“ aufs Theater kommen und die Textdichtung zur „Elisa“ umgearbeitet werden wird? Wir wollens hoffen.



Großvater

Ein norwegischer Roman



n der Reihe der neuern norwegischen Erzähler, die neben den fran- zösischen und russischen die Ehre haben, von unsern Jüngsten als mustergiltig angestaunt zu werden, zeichnet sich Jonas Lie, der Verfasser der Romane „Ein Malstrom,“ „Der Lotse und sein Weib,“ „Hof Gilje,“ durch zwei sehr bemerkenswerte Eigenschaften aus. Er ist kaum weniger Tendenzschriftsteller, als die Herren Björnson, Kiel- land, Hamsun und andre, er haßt Schweden und die Schweden mit herzlichem Normannenhaß, er sieht in allen Menschen und Verhältnissen, die mit den alten dänischen Überlieferungen des Landes oder der Union mit Schweden zusammen- hängen, die Keime zum Bösen und zum Verderben, er vertritt die realistische Bil- dung gegenüber der humanistischen als das einzige Heil; aber er hat dabei die

Fähigkeit und das Recht des Dichters gewahrt, die Menschen mit eignen Augen zu sehen und zu prüfen. Gelegentlich schildert er selbst aus Jungnorwegen Gestalten und Zustände, die zeigen, daß menschlicher Wert und Unwert nicht von Jung und Alt abhängt, wie man uns so gern glauben machen möchte. Sodann hat sich Jonas Lie zwar ziemlich weit zu der Klippe hinziehen lassen, an der sich heute der große Strom des Lebens spaltet, und an der jeder Wirbel vorgiebt, der Strom zu sein. Aber er hat sich nicht nur das Bewußtsein erhalten, daß der Strom größer, breiter, herrlicher ist als die einzelne Untiefe oder Stromschnelle, sondern trägt auch sichtlich eine Sehnsucht in sich, aus dem vollen Strom zu schöpfen, seine poetischen Motive und Gebilde dem ganzen Reichtum der Wirklichkeit abzugewinnen. Durch alle die genannten Romane läßt sich der stille Kampf verfolgen zwischen unbefangener Lebenswiedergabe und Tendenz, zwischen individuell poetischer Darstellung und zeitgemäßer Manier, aber nirgends deutlicher, zusammengefaßter, als in seinem neuesten Buche: Großvater, einem Roman, der in deutscher Ausgabe soeben bei Richard Ländler in Berlin erschienen ist und der zwar zunächst die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen wird, das jeder modernen „Sensation“ entgegenlehrt, daneben aber doch Elemente und Szenen aufweist, die auch andre Leser anziehen und fesseln können. Freilich bleibt „Großvater“ eine düstere und peinliche Familiengeschichte, eines der vielen Erzeugnisse, bei denen die Nachwelt staunen wird, wie wenig wohl es den Menschen unsrer Tage in ihrer Haut gewesen ist. Aber wenn wir nicht schließlich ganz aufhören wollen zu lesen, so können wir an den Büchern dieser Art nicht gleichgiltig vorübergehen.

Der ersten Forderung an einen guten Roman, daß schon die bloße Silhouette der Handlung ungefähr einen Begriff, wenn auch keinen erschöpfenden, von dem Inhalt geben müsse, genügt das neueste Werk des norwegischen Erzählers bis auf einen gewissen Punkt. Aber leicht ist es gerade nicht, die Vorgänge wiederzuerzählen, weil diese nicht unmittelbar, sondern in ihrer Wirkung auf den alternden Mann dargestellt sind, von dem der Roman seinen artifellosen Titel führt. Dem Verfasser mag sich die Widerspiegelung der erschütternden Familientragödie im Geiste eines Alternden, aber Geistesklaren zunächst als eine wohlthätige Abdämpfung der herben Konflikte und grellen Gegensätze dargestellt haben. Gleichzeitig dient aber diese Voraussetzung dazu, in dem greisen Beobachter und Mitspieler des dunkeln Stückes Erfahrungen und Empfindungen zu wecken, die er trotz seines vielbewegten Lebens nicht gekannt hat. Ja rückwirkend beleuchten die ergreifenden spätern Erlebnisse des Großvaters Episoden aus seinem eignen frühern Leben und bringen ihm erst zum klaren Bewußtsein, was er früher besessen und verloren hat. So empfinden wir, daß die nur scheinbare Ruhezeit des Emeritus zwischen Kindern und Enkeln zur inhaltvollsten und bedeutungsvollsten seines Daseins wird.

Der alternde Held hat seine Laufbahn als Offizier der Urologsflotte, der norwegischen Kriegsmarine, begonnen und hat nach einer heftigen Zeitungsfehde aus ihr scheiden und das friedlichere Amt eines Zollinspektors übernehmen müssen. Beim Beginn des Romans ist er aber auch als solcher pensionirt und lebt im Hause seines Sohnes, der Korpsarzt bei der norwegischen Armee ist und nebenher in einer der kleinen norwegischen Städte praktiziert, deren Hintergrund für die gesamte neunorwegische Novellistik so charakteristisch wie unentbehrlich ist. Der alte Zollinspektor findet im Hause des Sohnes eine stattliche Frau, eine stolze Schönheit mit hervorragendem musikalischem Talent (das das Entzücken der Kleinstadt und vor allen des Gesellschaftskönigs dieses Nestes, des Konsuls Wingaard, ist), findet blühende Enkel, unter denen die älteste Tochter nach der Großmutter, des Zollinspektors

verstorbner Gattin, Terna heißt und eben im Begriff ist, ins Leben hinauszutreten. Er findet aber gleichzeitig eine dunkle Wolke über dem Hause schweben. Die eigenwillige schöne Frau, zu den Naturen gehörig, die nur schwer von der Jugend Abschied nehmen, sich in bescheidenen Verhältnissen nie bescheiden können, erscheint von vornherein in einem bedenklichen Zwielficht. Ihr Gatte, der Arzt, von dem Bewußtsein gequält, daß sich Frau Stephanie in seinem Heim nicht heimlich findet, von geheimem eifersüchtigem Mißtrauen erfüllt, nicht sicher, ob er ihre Liebe besitzt, und doch jeden Gedanken weit von sich weisend, die Freiheit seiner Frau zu beschränken, ihren Launen und Wünschen schrankenlos nachgebend, steht zwischen Vater und Frau, zwischen Frau und Kindern mit dem dumpfen Gefühl, daß er der Lage nicht gewachsen sei. Der alte Zollinspektor und, was schlimmer ist, die halberwachsenen Kinder ahnen, daß Glück und Ehre des Hauses bedroht sind, aber umsonst versucht der Großvater den Sturz in die Tiefe aufzuhalten. Die Frau, die längst zu Konsul Wingaard in einem schuldvollen Verhältnis steht, entwickelt dem vertrauenden wie dem mißtrauenden Gatten gegenüber wahre Schlangenkünste und das verderbliche Talent, ihre verbotnen Wege in Dunkel zu hüllen. Für den Großvater ist ihre Natur von dem Augenblick an durchsichtig, wo sie auf dem ersten Ball, auf dem ihre eben erwachsene Tochter mittanzt, den ersten jungen Anbeter, der Interesse an ihrem Kinde zeigt, an sich zieht und mit ihrer Koketterie bestrickt. Die Atmosphäre um das Haus und in dem Hause des Arztes wird täglich schwüler, der Aufenthalt auf einer kleinen ländlichen Besizung bringt nur vorübergehend Erleichterung. Der Großvater merkt, daß sich die älteren Kinder mehr und mehr von der Mutter abwenden, daß sich der Sohn voll innerlicher Verzweiflung gegen die Erkenntnis der wahren Sachlage wehrt. Er möchte eine Katastrophe abwenden, die immer näher rückt, und möchte zugleich dem Dache entfliehen, unter dem ihm nicht mehr wohl ist. Nun kommt der zweite Winter, das einsame Häuschen auf dem Lande liegt verschlossen. Der Korpsarzt kann aber nicht umhin, von Zeit zu Zeit dort einzusprechen. Mit einemmal entdeckt er Spuren, daß es nicht immer einsam dort gewesen ist. Ein Blitzstrahl jähen Argwohns zuckt vor ihm nieder, er verrät seinem Vater genug von der leidenschaftlichen Sorge, die ihn erfaßt hat, aber er verschließt den furchtbaren und finstern Vorfaß zu einer Art Gottesgericht in seiner Brust. Wenn Stephanie unschuldig ist, wenn sie keine Zusammenkünste in dem verschlossenen Sommerhaus hält, so wird sich ja bald zeigen. Umgekehrt: wenn sie schuldig ist, so wird sie die Rache unfehlbar heute oder morgen ereilen. Die schöne Frau, zu deren Charakteristik ihre Raschhaftigkeit gehört, hat einen großen Topf Himbeergelee, ihre Lieblingsnäscherei, in einem Schrank des Landhauses verschlossen aufbewahrt. Der Korpsarzt, der gewiß zu sein vermeint, daß niemand außer Stephanie zu diesem gelangen kann, vergiftet es mit einem raschwirkenden tödtlichen Gift. Es fällt ihm nicht ein, daß doch ein verhängnisvoller Zufall irgend einen Unschuldigen zu dem vergifteten Gelee führen könne, seine eignen Kindern, die Frau mit den Kindern, oder auch einen armen hungrigen Einbrecher, der nichts andres als Lebensmittel in dem verlassenem Häuschen sucht. Er ist überzeugt, daß in der einen Wagschale die vollkommene, von ihm noch immer heimlich gehoffte Schuldlosigkeit der Frau und die Unberührtheit der vergifteten Näscherei, in der andern das geheime Stellbichlein mit Wingaard, ein verbrecherisches Picknick und der Tod der Schuldigen liegt. Und es kommt, wie er gerechnet hat. An einem Winterabend, an dem Frau Stephanie außer dem Hause, angeblich auf Besuch bei einer Freundin weilt und schon mit Wangen erwartet wird, donnert plötzlich der Schlitten des Konsuls vor das Haus des Arztes, der totenbleiche Schuldige stottert etwas von

einer zufälligen Begegnung mit Frau Stephanie und daß er ihr eine plötzliche Schlittenfahrt nach dem Landhause vorgeschlagen habe, dort sei sie jählings in beängstigender Weise erkrankt, schleunigste Hilfe thue Not. Der Arzt, dessen Schicksal in diesen Minuten entschieden ist, bittet mit eisiger Ruhe seinen Vater, ihn zu begleiten, läßt sich zum Schauplatz der Katastrophe führen und entwickelt hier in der Abfertigung des Konsuls, in der Unsichtbarmachung der Spuren ihres und seines Verbrechens, in der Erledigung aller notwendigen Maßregeln eine Kälte und Festigkeit, die nun erst verrät, wie die Eifersucht und die wilde Wut über sein getäuschtes Vertrauen in seinem Herzen gekocht hat. Nur der Großvater zeigt so viel Erbarmen, daß er wenigstens eine Decke über die Leiche der unglücklichen Frau wirft, der Mann behandelt die Reste der Vergifteten wie etwas, das ihn nichts mehr angeht.

Es gelingt ihm, die Spuren der Schuld wie die des eignen Verbrechens, mit dem die Schuld gestraft wurde, vor den Augen der Welt zu tilgen. Aber er tilgt sie nicht in seiner Seele. Von Stund an fühlt er sich müde, arbeitsunfähig, durch eine geheime Macht in dem Kern seines Wesens zerrüttet. Er ordnet seine Familienverhältnisse, das heißt er legt sie in die Hand des Vaters (dem nun im höchsten Alter Pflichten, Verantwortungen, aber auch Empfindungen und Einsichten zuwachsen, von denen der biedre Alte kaum etwas geahnt hat) und begiebt sich freiwillig in eine Nervenheilstalt. Er würde in ein Bäußerkloster gehen, wenn er nicht ein gut lutherischer Normann wäre. Der Großvater aber erlebt an den Enkeln Glück; namentlich Terna, das Ebenbild, die jugendliche Neuerkörperung ihrer Großmutter, Terna, die unter der Schuld der Mutter anfänglich zu erliegen scheint (sehr schön ist es, wie sie der Liebe als der Lüge zu entinnen trachtet), erhebt sich, von der treuen starken Liebe eines wackern Jugendgespielen getragen, tapfer über ihre unheimlichen Jugenderlebnisse, deren ganze Schwere und Tiefe sie freilich nicht kennt, verschleucht mit ihrer Reinheit und dem Hauch ihrer warmen, wahren Natur den Alp der „erblichen Belastung.“ Die Gestalt und das Innenleben dieses Mädchens sind der Lichtstrahl in der düstern Erfindung und zeigen am stärksten, daß sich Sie ein Stück von dem Ursprünglichen seiner Dichteranlage gewahrt hat, obwohl er sich von der Modeströmung ein beträchtliches Stück weiter-treiben läßt, als ihm gut und uns lieb ist.

Bezeichnend für die ganze Weltanschauung, die der Korpsarzt vertritt, ist das harte, unvermittelte Nebeneinander des schrankenlosen Vertrauens und des todbringenden Racheverlangens. Derselbe Mann, der es kleinlich und unter seiner Würde findet, seine Frau nach irgend einer Richtung hin zu beschränken, der sich nicht der Schwäche der menschlichen Natur erinnern will, fühlt auch keine Regung des Erbarmens, des Mitleids, er stellt dem eignen, erst vergötterten Weibe das Gift hin, wie einer Ratte. Die kleinstädtische Künstlerin ist wahrlich keine Natur, an der man tiefen Anteil nehmen könnte, aber gegen die welkrichterliche Rolle, in der Doktor Gunnar die Schuldige aus der Reihe der Lebenden tilgt, empört sich die Empfindung des Unbefangenen. Wer ist dieser Mann, und wer verbürgt ihm denn, von allem andern abgesehen, daß Frau Stephanie gerade nur auf ihren Liebeswegen, nur in Gesellschaft ihres Liebhabers das Landhaus betreten wird? Das von dem Korpsarzt angerufne Gottesgericht erinnert an altnordische Balladen, in denen Giftränke gebraut werden, Frauenrache nach tödtlichen Kräutern und Metallen greift. Neu und schlechthin häßlich und verlezend ist es, diese Waffe in Männerhand zu sehen. Die Bedeutung, die in diesem Liebesroman dem Ausscheidungsprinzip gegenüber dem Mitleidsprinzip gegeben wird, erscheint brutal. Man

erhebt neuerdings Zetergeschrei gegen die Anwendung dieses Wortes, aber es giebt kein andres Wort, das den Nagel so auf den Kopf träfe.

Da Lies Roman sowohl seiner Erfindung als der sorgfältigen, im einzelnen höchst lebendigen, anschaulichen und stimmungsvollen Ausführung nach zu den besten Büchern seiner Art zählt, und da der Verfasser durch frühere Produktionen berechnete Anerkennung erworben hat, so giebt das Buch auch Anlaß genug zu allgemeinen Betrachtungen. Es ist leicht wahrzunehmen, daß Lies Talent im Einfachen, wir möchten beinahe sagen im Idyllischen, jedenfalls im menschlich Sympathischen und Rührenden seine stärksten Wurzeln hat. Sieht man nun, wie ein solches Talent Schritt für Schritt in die Schilderung des Dämonischen, in die manierirte und pessimistische Wiedergabe der Nachtseiten des Lebens hineingedrängt wird, so ermüht man erst die volle Stärke der Zeitstimmung und der herrschenden literarischen Mode, die man vergeblich mit dem vornehmern Namen eines Stils bezeichnet. Sie gehört nicht zu den Naturen, die in aller Zeit und unter allen Umständen ihren freien und eignen Wuchs behaupten. Der Odem der Zeit berührt solche Talente stark und giebt schon ihren ersten Schößlingen Richtung und Rinde, auch wenn die Wurzeln echt sind. Vor einem Menschenalter würde der Norweger von Dickens beeinflusst worden sein, heute ist ers von Turgenjew und Daudet und natürlich von seinem Landsmann Ibsen. Es ist aber wichtig, daß trotzdem ein Stück eignen Lebens und eignen Empfindung mit zu Tage kommt, und das läßt hoffen, daß die seltsame Mischung äußerlicher und innerlicher Meisterschaft, die uns in dem Roman „Großvater“ entgegentritt, nicht immer dieselbe bleiben, sondern vielleicht einmal die innere zum Siege gelangen wird. Denn eine gewisse Virtuosität erzählender Technik, die natürlich auch den Romanen Lies eigen ist, scheint doch so sehr Gemeingut geworden zu sein, daß man auf sie keinen Wert mehr legen kann. Um so höhern legen wir auf die Regungen eines tiefern Lebens und einer reinern Erkenntnis, die in dem Dunkel dieses Romans die Silberblicke abgeben.



Ein Kapitel von der Narrheit

(Schluß)



ie Eitelkeit, die wir in der Kleidermode am Werke sehen, ist überhaupt der Stamm, an dem die meisten närrischen Früchte wachsen. Denn einmal ist das Zagen und Haschen nach vergänglichen Gegenständen, das ihr Wesen ausmacht, so allgemein verbreitet, daß sich fast kein Mensch völlig frei davon weiß, und da ferner gerade deshalb jeder darauf rechnen kann, daß, wenn er eine oder die andre der schimmernden Seifenblasen erhascht, er auf seine Mitmenschen Eindruck macht und wohl gar ihren Neid erweckt, so giebt das seinem Egoismus eine um so kräftigere Anregung, nach jenen Glücksgütern zu trachten, zumal da es im allgemeinen nicht so schwer ist, sie zu erlangen, wie die echten und wahren, wenn